

Ich persönlich halte die Mehrpersonenorientierung für wichtiger als die Erkenntnistheorie

Jochen Schweitzer im Gespräch mit Barbara Bräutigam

Editorische Vorbemerkung: Ich habe bei Jochen Schweitzer den größten Teil meiner familientherapeutischen Ausbildung gemacht und bin ihm seit vielen Jahren – soweit das im Rahmen der doch nicht unbeträchtlichen geografischen Entfernung zwischen Heidelberg und Stralsund möglich ist – fachlich und freundschaftlich verbunden. Insbesondere in den Zeiten, in denen ich vorwiegend klinisch-praktisch gearbeitet habe, habe ich mich innerlich viel mit »meinem« innerlich repräsentierten Jochen unterhalten – also lieber Jochen wie würdest du jetzt diesen sturen Bock von Vater einladen, sich an einer famosen systemischen Intervention zu beteiligen, jetzt sag schon!!! Insofern finde ich es jetzt äußerst reizvoll, die reale Gelegenheit zu haben, ihn nach Lust und Laune zu befragen. Das Gespräch findet im Mutterhaus des Vandenhoeck & Ruprecht-Verlags in Göttingen statt.

BB: Also erst mal vielen Dank, dass du dir die Zeit nimmst und dass du nach Göttingen gekommen bist.

JS: Danke für die Einladung.

BB: Mir ist gar nicht so klar gewesen, dass das hier, Göttingen, für Dich ein besonderer Ort ist. Ich habe schon mal gelesen, dass du hier studiert hast, aber mir war nicht klar, dass du hier geboren bist. Insofern bezieht sich jetzt auch meine erste Frage auf die Geburtsstunde der Person Jochen und natürlich auch auf die Geburtsstunde des Systemikers. Aber vielleicht fängst du einfach mit der Geburtsstunde der Person an, zumal du ja gestern Abend schon erzählt hast, dass du angekündigt warst als eine schwere Geburt.

JS: Genau! Die Geschichte spielt Januar 54. Es ist ein schneereicher Winter, die Straßen sind verstopft. Mein Vater arbeitet im Ruhrgebiet, in Witten. Meine Mutter wohnt aber noch bei ihren Eltern in Bebra in Nordhessen. Und meine Mutter hatte ein Jahr vor mir eine Fehlgeburt. Und das hat hohe Besorgnis ausgelöst und man hat sie quasi schon drei Wochen vorher in einer Frauenklinik interniert. Hier in Göttingen gab es aus einer Geburtshelferdynastie den Professor Martius. Der galt als besonders gut für schwere Fälle. Und so bin ich hier in Neu Bethlehem, drei Straßenecken von hier geboren, in Neu Bethlehem zur Welt gekommen. (Lachen der Interviewerin) Das ist mir noch nie aufgefallen (lacht). Ich muss als sehr schweres Kind zur Welt gekommen sein. Wobei, ich wurde immer schwerer, je länger meine Mutter davon erzählte. Ich glaube, am Ende erzählte sie von 4,5 Kilogramm. Es gibt die Story, dass mein Vater, durch

die Schneestürme einen Tag verspätet von Witten hier ankam. Er traf diesen Professor Martius zunächst auf dem Flur. Und der habe zu ihm gesagt, Herr Schweitzer, den Jungen brauchen Sie gar nicht taufen zu lassen. Was bei meinem Vater wohl einen panischen Gesichtsausdruck auslöste. Woraufhin der Martius gesagt habe: »Den können Sie gleich bestätigen lassen.«

BB: Es klingt so, als ob du ein sehr erwünschtes Kind gewesen wärest?

JS: Ja! Mein Vater war wie ein Gastarbeiter im Ruhrgebiet tätig, wo wir niemanden kannten. Und meine Mutter war, wie damals üblich, Hausfrau. Die hatte da aber nichts zu tun, außer, mich spazieren zu fahren und zu warten, dass mein Vater abends nach Hause kam. Da gab es keine Freunde, keine Verwandten, das war eine vollkommen fremde Umgebung.

BB: Was hat ihn ins Ruhrgebiet verschlagen?

JS: Mein Vater ist ursprünglich Landwirt. Dann hat er Landwirtschaft studiert, mit dem Schwerpunkt Landtechnik. Und in jenen Jahren hat man bei der Firma Ruhrstahl versucht, einen Traktor zu entwickeln, der anders funktionierte als die üblichen. Die Üblichen haben ihren Motor vorne und die haben experimentiert mit einem Motor hinten. Er war dafür zuständig, diese Traktoren auf den Äckern zu testen. Das hat sich nicht bewährt, mit dem Motor hinten, sodass diese Phase dann 56 zu Ende ging und er sich etwas Neues suchen musste.

BB: Und du bist der Älteste?

JS: Ich bin der Ältere, ich habe eine jüngere Schwester, Jahrgang 57.

BB: Und muss ich mir das so vorstellen, dass deine Mutter dann mit dir und deiner Schwester viel zu Hause alleine war, oder wie war das so?

JS: Das änderte sich dann. Wir sind 1958 zwischen Frankfurt und Darmstadt in ein Dorf gezogen, auf einen aufgelassenen alten Bauernhof. Die Bauern wurden damals ausgesiedelt, raus auf die Felder. Und meine Eltern haben dann für wenig Geld einen Bauernhof mit einem riesigen Grundstück, mitten im Ort, neben der Kirche, gekauft. Eigentlich mit der Idee, das alles abzureißen und neu zu bauen, aber dazu kam es nie. Wir haben in einem Haus gewohnt, in dem die ältesten Balken von 1780 waren, mit Mäusen hinter der Wand, die dann abends hörbar herumkruschtelten. Und hinten in der großen Scheune haben wir dann später wieder Landwirtschaft betrieben. Mein Vater liebte es, praktisch zu bleiben. Und wir haben Hühner gehabt. Am Anfang 200. In der Hochzeit waren es mal 700 oder 800. Und dann später auch Getreide angebaut für die Hühner. Und weil das dann ganz gut ging, auch Gemüse angebaut, das wir dann auch verkauft haben. Von daher waren wir eigentlich so ein landwirtschaftlicher Nebenerwerbsbetrieb. Da gab es einfach viel zu tun und da war immer viel Betrieb. Meine Großeltern kamen auch häufig zum Mithelfen.

BB: Ich springe jetzt mal kurz. Mir fällt Carl Rogers ein, der ja auch einen landwirtschaftlichen Hintergrund hatte und eine wachstumsorientierte Psychotherapie entwickelt hat. Würdest du sagen, dass dein landwirtschaftlicher Hintergrund einen Einfluss auf deine Identität als Therapeut, als Familientherapeut hatte?

JS: Das habe ich mir noch nicht so überlegt. Aber das hat sicherlich auf Teile meiner Lebenspraxis einen Einfluss gehabt. Ich habe von meinem Vater die Idee übernommen, dass man einem Job nie vertrauen sollte, dass man immer einen zweiten haben sollte. Ich habe manche Praktiken der Vorrathaltung übernommen. Auch manche Ideen über Vererbung, die so aus bäuerlichen Traditionen kommen. Weil, ich bin glaube ich ein Vorratshalter und einer, der sich über Vererbung viel Gedanken macht. Fachlich im Blick auf Familien – Ich bin sicherlich mit der Idee aufgewachsen, dass man nicht nur eine Freizeitgemeinschaft, sondern eigentlich auch eine Wirtschaftsgemeinschaft ist. Ich wusste schon früh, ich bin auch als Kind einer, der auch die Knete mit erwirtschaftet. Ohne mein Hühnerstallmisten und ohne mein Füttern der Hühner wäre es auch nicht gegangen.

Die Spielregel bei uns war so: Meine Schwester und ich gehen mittags in den Stall. Meine Schwester holt die Eier raus. Ich füttere. Und meine Mutter verkauft das alles abends von 17:00 bis 18:30 Uhr. Das Wiegen der Eier haben wir uns aufgeteilt. Mein Vater kam meistens abends um 18:00 Uhr nach Hause und dann ging er häufig noch auf das Feld oder in den Stall. Hühnerstall misten samstags machten er und ich. Das Unbeliebteste waren die Reparaturen, die waren für Sonntag angesetzt, wenn etwas kaputtgegangen war.

BB: Und wie lange habt ihr das so getrieben?

JS: Nicht so lange. Wahrscheinlich haben wir angefangen, als ich sechs Jahre alt war. Und wir haben aufgehört, als ich etwa 15 Jahre alt war. Dann kamen in die Nachbarschaft Holländer und eröffneten einen Hühnerhof mit 3.000 Hühnern. Und dann gingen die Preise sofort so runter, dass mein Vater sagte: »Schluss!« Und dann war es vorbei.

BB: Wie muss ich mir Jochen in der Pubertät vorstellen?

JS: Ich fand die Zeit von 11 bis 14 schrecklich. Ich bin, glaube ich, ein wohlgenutetes Kind gewesen, so bis zur fünften oder sechsten Klasse. Und dann wurde irgendwie alles anders. Ich bin im Sommer immer mit kurzen Hosen herumgelaufen. Ich war sehr groß und sehr dick und dadurch war ich bei Schulkämpfen, bei Ringkämpfen, die bei uns Jungen verbreitet waren, immer obenauf. Im Gymnasium – ich kam ja aus einem Arbeiter- und Bauerndorf, Egelsbach, und auf demselben Gymnasium wie wir Egelsbacher waren Kinder aus Buchschlag, wo wir immer sagten, das sind die Kinder der Bankdirektoren aus Frankfurt. In Egelsbach war eine Mark die übliche

Elternspende, die Buchschläger kamen mit 20-Mark-Scheinen. Das war ein Kulturclash. Ich habe meine zwei besten Freunde aus der Grundschule verloren, denn je nach Beruf des Vaters gingen die Kinder ab der fünften Klasse auf andere Schulen. Also ich kam auf das Gymnasium, Erwin kam auf die Realschule und Horst, dessen Vater Maurer war, kam auf die Volksschule. Ich mit meinem großen, sehr stabilen Körper, der entsprach irgendwie ab der sechsten und spätestens siebten Klasse nicht mehr den Anforderungen, die dann plötzlich galten. Jetzt musstest du cool sein, witzig sein, eher schlank, auch im Sommer lange Hosen anziehen, auch mit den Mädchen – irgendwie musstest du auf einmal ganz anders sein. Die Mädchen bekamen ja dann auch eine andere Bedeutung. Diese Umstellung fand ich sehr schwer. Ich glaube, ich war physisch extrem frühentwickelt, aber sozial in den Spielregeln eher hinterher. Beides ging so auseinander. Ich war immer noch sehr dick, das wurde jetzt ab 11 oder 12 zum Problem. Mit 15 bin ich in die Höhe geschossen, dann war ich auch nicht mehr dick und mit 16 wusste ich, wie man dann wieder cool sein konnte.

BB: Das klingt sehr auf die Schule bezogen, dass dies da vor allen Dingen schrecklich gewesen ist. Wie war das familiär? Gab es da eine Pubertät?

JS: (...) Also ich glaube, ich war kein sehr Rebellischer, eher ein Braver. Ich weiß noch, dass ich im Konfirmandenunterricht – du musst dir vorstellen, das ist ein eher atheistisches Arbeiterdorf, mein Opa war in Bebra im Kirchenvorstand, mein Vater in Egelsbach im Kirchenvorstand, ich konnte die Namen der 16 Propheten auswendig herunterrasseln – da gab es einen Gottesdienst, in dem alle Bibelkenntnisse vor der Gemeinde geprüft wurden. Keiner wusste die 16 Propheten auswendig, und dann ruft der Pfarrer durch den Raum: »Jochen, rette die Mannschaft!« Das war sowas von peinlich! Und ich stand da, soll ich meine 16 Propheten nun herunterrattern oder soll ich sie für mich behalten? Ich glaube, ich habe sie heruntergerattert. Brav. Und habe mich aber sowas von geärgert.

BB: Wessen Idee war es denn, dass du auf das Gymnasium gehst?

JS: Das war relativ selbstverständlich. Ich hatte gute Noten. Meine Eltern waren beide auch schon auf dem Gymnasium gewesen. Vaterseitig sind die Vorfahren Bauern und Eisenbahner gewesen. Aber mein Opa war schon Volksschullehrer und Kirchenorganist. In der mütterlichen Linie gab es wohl auch einen Pfarrer in der Vorfahrenschaft. Und Kaufleute. Also, von daher war das nicht so ungewöhnlich. Meine Mutter war auf dem Gymnasium, hat bloß ihr Notabitur 1944 später nicht anerkannt bekommen. Mein Vater hat 1941 noch Abitur gemacht und später studiert. Aber wir waren nicht so richtig bildungsbürgerlich. Man wusste schon, dass es irgendwie Heinrich Heine und die Loreley oder sowas gab und dass es klassische Musik gab, da kannte man ein paar Dinge. Aber wenn ich heute mit

Freunden aus einer schwäbischen Pfarrersfamilie in einem Chor mitsinge und wenn die abends erzählen »Bei uns zu Hause wurde in der H-Moll-Messe nach Rilling im soundsovielten Satz die Fermate immer besonders lang gedehnt«, und alle anderen wissen gleich Bescheid und nicken, da fremdele ich immer sehr.

BB: Du hast gesagt, als wir bei dem Thema mit der Landwirtschaft waren, dass du auch schon immer mit dem Thema Vererbung beschäftigt warst. Was sind denn so die Erbaufräge väterlicherseits und ruhig auch sozusagen ein, zwei Generationen vorher und von mütterlicher Seite aus, aus deiner Sicht?

JS: Vor allem väterlicherseits. Es gab einen sehr kleinen Bauernhof in Bebra, 18 Hektar, den mein Vater 1947/48 beschlossen hat, nicht weiterzuführen, weil er nicht rentabel sei. Aber er hat ja dann trotzdem Landwirtschaft im Nebenbetrieb woanders weitergeführt. Und eigentümlicher Weise hatte ich immer das Gefühl, ich müsste mich darum weiter kümmern. Ich habe ein kleines Waldgrundstück geerbt, was ich auf extrem niedriger Dosis durch eine Forstgemeinschaft weiter bewirtschaften lasse. Ich habe irgendwie diese Idee übernommen, man müsse das, was einmal da ist, so erhalten und weiterentwickeln, dass man es später anderen weitergeben kann. Mein Vater hat mit uns immer an Sylvester den Vermögensstand der Familie aufgelistet und erzählt, damit wir Bescheid wüssten, »wenn mal was ist«. Ich wurde schon mit 15 Jahren ermuntert, mit Geld der Eltern einen Bausparvertrag anzusparen, was ich damals ätzend fand.

BB: Dann hast du ja gestern Abend erzählt, dass du dann unmittelbar nach der Schule nach Göttingen gegangen bist, um Jura zu studieren, oder? Und die Idee, Jura zu studieren kam jetzt von wem?

JS: Es war schon meine Idee. Eines meiner vielen Idole um das Abitur herum war der Rechtsanwalt Karl Liebknecht, der 1914 im Reichstag als Einziger gegen die Bewilligung der Kriegskredite gestimmt hat. Aber meine Idee wurde von vielen unterstützt. Mein Notenspiegel sah meist so aus: Mathe 3 minus, Physik 4, Deutsch 1, Latein 1. Das war also ein extremes Sprachprofil. Ich taugte nicht zu all den nützlichen harten Wissenschaften, die mein Vater im Landwirtschaftsstudium gelernt hatte. Ich habe mich am Ende für drei Fächer an drei Unis beworben, weil ich mich nicht entscheiden konnte. Ich hatte je einen Studienplatz für Jura in Göttingen, für Pädagogik in Marburg und für Psychologie in Gießen. Ich schwankte wie ein Rohr im Wind und habe mich erst eine Woche vor Studienbeginn für Jura in Göttingen entschieden, weil ich hier ein Zimmer hatte (lacht) und an den anderen Orten noch keines. Und weil ein Lehrer, den ich sehr schätzte, sagte: »Jochen, mache das, das ist eine gute Idee!« Mein Vater fand das auch gut, er hatte in der Verwaltung oft unter Juristen gelitten, ich sollte

nun selbst einer werden. Ich fand die ersten sechs Wochen im Jurastudium interessant. Aber als im Privatrecht die Frage zu klären war: »Das Getreide von Bauer A ist in der Mühle mit dem Getreide von Bauer B irrtümlich vermischt worden. Kann Bauer A von Bauer B nun die Herausgabe seines Getreides verlangen oder Schadensersatz?« – da habe ich gedacht, das interessiert mich doch überhaupt nicht. Und auch im Strafrecht, was ich eigentlich spannend fand – ich interessierte mich schon damals für Jugendliche in kriminellen Subkulturen – aber da habe ich gedacht, über die eine Theorie kriegt der zwei Jahre Gefängnis, über die andere Theorie kriegt er drei Jahre Gefängnis, in den Knast muss er auf jeden Fall, und dafür soll ich mir diese abstrakten Theoriegebäude reinhauen? So bin ich konvertiert.

BB: Zur Psychologie?

JS: Zur Psychologie. Und dieser Wechsel hat mich durch den Numerus clausus nach Gießen gebracht. Wo ich aber auch gerne hingegangen bin.

BB: War denn während deines Psychologiestudiums schon deutlich, dass du dich in eine klinische Richtung entwickelst?

JS: Na ja, so eine Idee gab es schon. Ich habe irgendwie gedacht, klinische Psychologie, das ist eine Mischung zwischen Freud und Rogers. Ich war mir auch gar nicht sicher, ob das nun das Richtige für mich war. Von der intellektuellen Neugier hätte ich am liebsten Geschichte und Geografie, historische Geografie studiert. Aber ich wollte kein Lehrer werden. Von der Praxis her hätte ich am liebsten Pädagogik mit Richtung Erwachsenenbildung oder außerschulische Jugendbildung studiert, ich war in der evangelischen und danach in der bündischen Jugend aktiv gewesen. Aber Pädagogik ohne Lehrerstudium, das war damals noch sehr wacklig. Psychologie werden war vielleicht ein Kompromiss. Man sagte damals, unter all den in die Arbeitslosigkeit führenden Sozialwissenschaften haben die Psychologen noch die relativ beste Beschäftigungsquote. Das wird dabei auch eine Rolle gespielt haben. Mein Vater fand meine Entscheidung schrecklich. Er hat mir vorhergesagt, ich würde häufig arbeitslos werden, das wäre eine brotlose Kunst. Und außerdem, da wäre ich so viel mit nervenschwachen Menschen zusammen, ich käme aus einer nicht sonderlich nervenstarken Familie, da müsste ich aufpassen, dass mich das nicht anstecken würde. Also, er war sehr besorgt.

BB: Was meinte er denn damit, dass du nicht aus einer nervenstarken Familie kommst?

JS: Es gibt psychiatrische Krisen an verschiedenen Stellen in meiner Vorfahrenschaft. Zum Teil manche reaktive, gut verständlich, etwa aus den Konflikten in der Nazizeit. Aber bei entfernteren Verwandten auch schizophrene Psychosen. Und da war, glaube ich, die Idee her. Ich glaube, er

selbst war auch ein sensibler und empfindsamer, manchmal ängstlicher Typ, der aber sich das, außer von meiner Mutter, nicht anmerken ließ, sich von nichts abhalten ließ, eher bullig auftrat. Und dann hat er vielleicht gedacht, wahrscheinlich ist der Jochen auch nervlich gefährdet, da kann so ein Beruf nicht gesund sein.

BB: Und, hat dich das angefochten?

JS: Es hat die nächsten zehn Jahre eine sehr angespannte Beziehung zwischen uns produziert. Weil ich das Gefühl hatte, ich kann es ihm nicht rechtmachen. Das Gute daran war, es hat bei mir eine »na-warte-ich-zeig's-dir« Haltung ausgelöst. Das hat auch geklappt. Ich wurde nie arbeitslos und nie Psychatriepatient. Also, er hat meine Berufswahl auch später akzeptiert. Aber erst in meinen frühen Dreißigern. Übrigens nach einem Familiengespräch während meiner zweiten Therapieausbildung, dank einer klugen Antwort meiner Schwester auf eine kluge zirkuläre Frage. Er kam drei Jahre vor seinem Tod, – er war da gesundheitlich schon gezeichnet –, in Begleitung meiner Schwester noch zu meiner Antrittsvorlesung.

BB: Wenn wir jetzt sozusagen noch einmal dahin kommen, wo wir schon ganz am Anfang waren, wann würdest du sozusagen die Geburtsstunde des Systemikers ansetzen?

JS: Da gibt es eine ganz klare Szene. Sie spielt 1977 im September, in Baltimore in den USA. Ich mache da mein letztes Pflichtpraktikum, sechs Wochen im University of Maryland Hospital, im Bereich Pädiatrische Psychologie. Und es gibt dort für die Psychology Interns ein Familientherapie-Seminar. Zum großen Teil simulierte Rollenspiele. Ich spiele das Kind. Zwischen zwei Eltern in einem verdeckten Konflikt, so war die Instruktion. Und der Kursleiter, ein Schüler von Jay Haley, sagt zu mir, ich sollte mich da mal heraussetzen, mal rechts neben ihn setzen, während er jetzt mit den Eltern weiterspricht. Und das beeindruckt mich, dass es Psychotherapie gibt, wo man irgendwie hin und her gesetzt wird. Und wo es überhaupt so bewegt zugeht. Und ich denke, es gibt wohl eine Psychotherapie, wo ich nicht irgendwie stundenlang immer sitzen und immer zuhören und immer »Mhm« sagen muss (lacht). Und da ich ja eher eine lebhaftere und aktive Art habe, denke ich mir, diese Familientherapie könnte etwas für mich sein.

BB: Wenn du so zwei, drei Ereignisse aus der Zeit, vor allen Dingen in Deinem späteren US Jahr 1979/80 in Cambridge/Massachusetts, noch mal so hervorheben würdest, was ist für dich da prägend gewesen bei deiner therapeutischen Entwicklung?

JS: Imposant war, man lernte so einige der alten Pioniere noch kennen, kurz bevor sie starben. Gregory Bateson hielt einen Vortrag, auf den Stock gestützt, von einer seiner Töchter begleitet, schon schwer krebserkrank. Murray Bowen

kam auch, ich glaube auch Carl Whittacker. Das war so imposant, die waren damals schon für mein Empfinden steinalt, und dass ich die dort noch mal persönlich hören konnte. Wichtig war, ich habe bei Fred und Bunny Duhl, die sich gemeinsam mit David Kantor für die Erfinder der Familienskulptur hielten, den größten Teil meiner Ausbildung gemacht, zwei Kursjahre parallel in zehn Monaten. Und deren Idee war, wir sind alle Theoretiker und jeder von uns baut sich seine eigene Theorie und die baut er sich auch aus dem Hintergrund seiner biografischen Erfahrung. Das machten angeblich auch alle bekannten Familientherapeuten. Wie kommt es, fragten die Duhls, dass z. B. Salvador Minuchin in einem jüdischen Shtetl in Córdoba mit lauter Cousins und Cousinen aufgewachsen ist, wo dauernd einer hereinkommt, dass der sich so sehr für Grenzziehung in Familien interessiert (lacht). Diese biografieorientierte Theoriebildung hat mich sehr fasziniert. Hinzu kam: Die Skulpturarbeit war da auch sehr ausgeprägt. Man hat an jedem Kurstag mindestens einmal Skulptur-Übungen gemacht.

BB: Könnte man sagen, wenn man das jetzt einer systemischen Richtung zuordnen wollte, ist das dann eher so eine humanistische, an der du Dich orientiert hast?

JS: Ja, humanistisch. Also in Boston humanistisch und danach in Philadelphia im Internationalen Sommerkurs strukturell. Du musst dir vorstellen, ich habe damals einen Parforce-Ritt durch die unterschiedlichsten familientherapeutischen Schulen gemacht. Ich kam aus Gießen, aus einer durch Horst Eberhard Richter psychoanalytisch geprägten Richtung, und geriet dann mehr oder minder zufällig in Boston in eine humanistische Richtung. Die fand ich kreativ, aber theoretisch sehr inkohärent. Deshalb suchte ich bei Salvador Minuchin in Philadelphia das sehr klare Gedankensystem der strukturellen Familientherapie. Ich habe dann zurück in Deutschland Zivildienst in Heidelberg gemacht, unter anderem bei Helm Stierlin. Und habe eigentlich damit gerechnet, dass ich dort wieder zur Psychoanalyse zurückkehre. Die Heidelberger hatten aber gerade den Kontakt mit Boscolo und Checcin aus Mailand aufgenommen und waren selber im Umbruch zu einer systemisch-strategischen Arbeitsweise, wenig später dann auch in Richtung Konstruktivismus. Also konzeptionell habe ich da eine Blitzreise durch sehr unterschiedliche Ansätze gemacht. Mit viel zu wenig Zeit, um das alles gründlich zu verarbeiten und zu verdauen. Das Verdauen kam erst später, während meiner fünf Jahre in der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Weinsberg.

BB: Das heißt, du hast nach deinem Studium Zivildienst gemacht bei Stierlin. Was hast du da gemacht?

JS: Das war im Herbst 1980. Helm Stierlin hatte seine eigene Zivildienststelle schon mit einem Mediziner besetzt. Er hat dann Walter Bräutigam, den

Chef der Psychosomatik gefragt, der hatte eine Zivi-Stelle. Sie haben sich geeinigt, dass ich vormittags in der Psychosomatik und nachmittags in der Familientherapie arbeite. Beide Abteilungen waren damals untereinander zerstritten. Sie lagen auch auf zwei Seiten des Neckars. Ich wurde immer beim Mittagessen von den Psychosomatikern bedauert, dass ich jetzt den Nachmittag da drüben verbringen müsste. Und nachmittags bedauert, dass ich vormittags da drüben fronen musste.

BB: Und wann hast du dann richtig in der Familientherapie gearbeitet?

JS: Eines Tages Ende 1988 stand Helm Stierlin mit Arnold Retzer auf dem Stationsflur und sagte: »Herr Schweitzer, der Fritz Simon hört bei uns auf, wir suchen jemand Neues, könnten Sie sich vorstellen, bei uns einzusteigen?« Und ich: »Toll!« War total überraschend. Ich hatte mich schon vorher, 1982 und 1986 da beworben, da bekamen aber andere Kollegen, Mediziner, die Stelle, ich glaube erst Gunter Schmidt und dann Arnold Retzer. Ich fand es toll, dass es noch so kurz vor Helm Stierlins Pensionierung geklappt hat. Dann bin ich Assistent in der Abteilung geworden. Das war eine kolossale Veränderung.

BB: Wie würdest du die beschreiben?

JS: Ab dem Moment klingelte das Telefon, zum Beispiel »Guten Tag Herr Schweitzer, hier ist Manfred Vogt vom NIK in Bremen, wollen Sie nicht bei uns einen Zweitages-Workshop machen?« Das war, als wärest du auf einmal dadurch, dass du einer der nur zwei wissenschaftlichen Assistenten von Helm Stierlin warst, plötzlich in die Bundesliga aufgestiegen. Ohne zunächst irgendetwas anderes als zuvor zu tun oder ein anderer zu sein.

BB: Was würdest du denn sagen, ab wann du dich so als einer der deutschen Player in der systemischen Szene verstanden hast?

JS: Ab Frühjahr 1996. Also, das kam schlagartig mit dem Lehrbuch mit Arist von Schlippe. Gleichzeitig war meine Habilitation fertig. Und beides zusammen änderte irgendwie meine soziale Rolle. Dann kam die Anfrage, ob ich nicht in den Vorstand der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie (DAF) kommen wollte, mit Marie Luise Conen, Michael Wirsching, Klaus Osthoff und Angelika Goltz. Da änderte sich binnen kurzem das ganze Spiel kolossal.

BB: Und ist das so gewesen, dass du das als etwas Bruchloses erlebt hast? Oder gab es da auch durchaus Ambivalenzen, ob du das willst oder nicht?

JS: Also mir hat es gefallen. Ich habe nicht darunter gelitten. Ich merkte aber, dass in meiner Art zu schreiben und auch Vorträge zu halten sich etwas veränderte, was ich auch bedauerlich fand. Ich fand, ich wurde allmählich staatstragend. Ich habe eigentlich meinen letzten guten provokativen Aufsatz 95 geschrieben. Das war »Teamsupervision als Opium fürs Volk«. Ich hatte in den Achtziger und Neunziger Jahren einige schöne ironische

und irritierende Aufsätze geschrieben: nicht viele, aber einige wie »Nische oder Neubau«, »Professionelle Nicht-Kooperation«, »Die unendliche und die endliche Psychose«, »Gallenstein und Familienglück« oder »Wenn der Kunde König wäre«. Damit habe ich aufgehört. Und ich dachte damals, mir ginge es ähnlich wie Joschka Fischer, als er Außenminister wurde: nichts mehr mit Provokation, sondern staatstragend. Also in dem Moment, wo du angeboten bekommst, in vielen der vielen Lehrbücher der Psychotherapie das einzige Kapitel über »Was ist systemische Therapie?« zu schreiben, dann wirst du sozusagen zum Repräsentanten, zu einer Art Außenminister. Und das hat auch ungünstige Rückwirkungen auf die Frische, in der du sprichst und schreibst. Du wirst weniger provokativ, infrage stellend. Das Satirische oder Ironische, das leidet darunter.

BB: Würdest du sagen, das ist so eine Selbsteinschätzung, oder hast du das auch von anderen so gespiegelt bekommen?

JS: Das ist erst mal meine Selbstwahrnehmung. Das habe ich von anderen nicht so gesagt bekommen. Aber ich habe das gemerkt, ich finde die Titel, die ich seitdem geschrieben habe, viel langweiliger als die, die ich vorher geschrieben habe.

BB: Das ist im Grunde genommen so eine typische Jochen-Frage, zumindest assoziiere ich das damit: Was denkst du, wofür es gut gewesen ist, so staats-tragend zu sein?

JS: Jetzt muss man sich die damalige Zeit dazu denken. Ich glaube ja, dass Mitte der Neunziger ein total entscheidender Wandel passiert ist. Es ist die Zeit, wo in der Ökonomie das Qualitätsmanagement aufkommt, wo Evaluation wichtig wird und wo regulatorische Tendenzen auch in der Psychotherapie beginnen. Das Psychotherapeutengesetz kommt 1998. In diesem Jahr wird zugleich, in der ersten Sitzung des Wissenschaftlichen Beirats Psychotherapie, der erste Antrag der systemischen Therapie abgelehnt. Und in der Phase war ich ja schon im DAF-Vorstand. Ich denke, da hat sich meine selbst definierte Rolle verändert von einem, der verkru-stete Verhältnisse ironisch und mit positiven Konnotationen freundlich aufzumischen versucht, zu einem, der dafür sorgen will, dass im Gesund-heitswesen die systemische Therapie nicht ausstirbt. Weil, mir wurde dann klar: Wenn jetzt Therapieleitlinien erlassen werden, und in denen steht systemische Therapie gar nicht drin, dann existiert sie dort nicht, dann wird da nicht ausgebildet, dann gibt es einfach im Gesundheitswesen kei-ne Systemische Therapie mehr. Bis dahin war ich eigentlich immer mit der Dekonstruktion von Diskursen beschäftigt. Und jetzt begann ich zu denken, es gilt einen Diskurs zu konstruieren und zu verfestigen, der sagt, systemische Therapie sei eine wunderbare, bewährte und gut integrier-bare Therapierichtung, auf die man im Gesundheitswesen nicht verzichten

sollte. Systemische Therapie war 1995 ja auch nicht mehr das Allerfrischeste oder Allerneueste. Ich fand es lächerlich, wenn Leute meines Alters immer noch sagten, das Systemische sei eine vollkommen neue Sichtweise, obwohl es sie als Kybernetik zweiter Ordnung damals schon 15 Jahre lang gab, als Kybernetik erster Ordnung schon 40 oder 50 Jahre. Und ich dachte irgendwie, die Pionierzeiten gehen zu Ende. Jetzt kommt die Phase des jungen oder mittleren Erwachsenenalters.

BB: Machen wir mal einen Sprung, wenn du ja selber jetzt schon mal auf die Anerkennung gekommen bist. Du hast ja mit Arist von Schlippe 2006 das störungsspezifische Lehrbuch geschrieben. Und damit habt ihr euch ja nicht nur Freunde gemacht. Wie hast du denn das damals erlebt, also auch die Konflikte, um den Diskurs, den ihr ja eigentlich angestoßen habt, verbunden mit der Frage, wie du die Situation eigentlich jetzt nach dem 22.11.18 beurteilst?

JS: Ich habe mich damals über diesen Streit gefreut. Es gab damals eine Diskussion mit Tom Levold und Wolfgang Loth über deren wohlbegründete Kritik, die ich gut nachvollziehen konnte, aber nicht teilte. Jetzt muss ich noch einen kurzen Exkurs machen. Für mich hat sich ab etwa 1990 meine Haltung zu medizinischen und auch psychiatrischen Diagnosen teilweise verändert. Ich war wie alle klugen Leute in den 1980er Jahren der Meinung, dass viele der schweren psychiatrischen Diagnosen es den Menschen schwer machen, frei zu leben, weil sie ihnen stigmatisierende Fußfesseln anlegen. Ich habe dann aber vor allem durch Supervisionen in sozialpsychiatrischen Diensten gemerkt, dass, wenn Leute schon 20 Jahre in einer Laufbahn als chronisch-psychiatrische Patienten leben, darauf ihre Identität und oft auch ihre bescheidene materielle Existenz aufgebaut haben, dass dann die Diagnose auch eine schützende Funktion bekommt. Nicht wenige psychiatrische Diagnosen schlichten oder mindern Familienkonflikte, wenn der Patient nicht mehr als böse, sondern als krank und insoweit unschuldig angesehen wird. Hinzu kam damals neu die Neuroplastizitätsdebatte, dass auch das Gehirn durch Übung veränderbar ist. Du kannst also trotzdem, auch wenn du ADHS oder eine Psychose hast, innerhalb der Mainstream-Psychiatrie durch motorisches oder kognitives Training etwas gegen deine Symptome tun. Also, die Psychiatrie ist ja auch nicht mehr so, wie sie 1980 war. Ich denke, mit der Neuroplastizitätsidee hat sich die Idee überholt, dass psychiatrische Standardbehandlung nur eine dämpfende und einschränkende sein könne. Durch all dies hat sich bei mir auch die Idee, dass Diagnosen immer nur zu dekonstruieren sind, relativiert.

Von 2004 bis 2018 ging es oft und lange um die Frage, wie bewegt man WBP und GBA dazu, systemische Therapie als evidenzbasiert und krankenkassenfinanziert anzuerkennen. In einem Teil dieser Zeit, von 2007 bis

2013, war ich DGSF-Vorsitzender. Wir haben erst 2012 einen Weg gefunden, wie wir den GBA anregen konnten, sich damit zu beschäftigen. Ich bin selber überrascht von der sozialrechtlichen Anerkennung 2018. Ich habe mit weiteren Verzögerungen und Nicht-Entscheidungen gerechnet. Also ich bin sehr, sehr froh darüber, dass dies nun gelungen ist! Und gleichzeitig kommt jetzt natürlich eine Sorge auf, die ich schon mal in einem Vortrag im Jahr 2000 auf dem DGSF-Gründungskongress in Berlin geäußert habe, mit dem Titel »Warum die Nichtanerkennung der systemischen Therapie ein Glücksfall war«. Ich sagte damals, im jetzigen Registrierungs- und Anerkennungssystem der Krankenkassen wird eine systemische Therapie ein Schatten ihrer selbst werden. Sie wird Einzeltherapie werden mit nur leicht gestörten Menschen an Vormittagen in Halbtagspraxen durchgeführt, sich darin der Tiefenpsychologie und Verhaltenstherapie angleichen. Diese Befürchtung habe ich auch jetzt wieder. Ich glaube, sie ist auch nicht ungerechtfertigt. Ich glaube, entscheidende Stellschrauben sind jetzt, ob man für Mehrpersonengespräche eine bessere Finanzierung als für Einzelpersonengespräche durchsetzt, ob man auch Kollaborationen mit anderen Fachleuten angemessen entlohnt, ob man eine niedrigdosierte lange Kurzzeittherapie im Heidelberger Stil auch wirtschaftlich angemessen abbilden kann. Die ist anstrengend. Die lohnt sich nicht für einen Betrieb, der auf stundenweise Abrechnung mit kleinen Honoraren eingestellt ist. Die lohnt sich nur, wenn Mehrpersonengespräch und dichte Zusammenarbeit zwischen Behandlern und Betreuern angemessen finanziert ist, dafür aber auch mit weit weniger Sitzungszahlen auskommt. Das hätte ich total gerne. Ich bin mir aber unsicher, ob die Kollegen, die daran derzeit arbeiten, sich wirklich dafür einsetzen werden. Ich fürchte, dass systemische Therapeuten heutzutage bereits vorwiegend Einzeltherapeuten sind. Weil das bequemer ist für die Lebenspraxis. Das ist mein skeptischer Ausblick.

BB: Du hast ja gesagt, du hast im Grunde genommen in den USA deine Ausbildung als Familientherapeut gemacht. Machst du Unterschiede zwischen Familientherapie, systemischer Therapie? Oder wo siehst du da eigentlich den Unterschied?

JS: Meine Furcht ist, dass eine systemische Therapie, die nicht in großen Teilen Mehrpersonentherapie ist, mit zwei oder drei Generationen, mit Paartherapie, als Multi-Familientherapie und Aufsuchende Familientherapie, dass die ihre Prägnanz und ihre Power verliert. In einer systemischen Einzeltherapie fokussierst du schnell auf Konflikte zwischen konkurrierenden inneren Stimmen, Teilen, Ego-States. Die äußeren Kontexte verblassen, weil sie im Raum nicht präsent sind. Ich persönlich halte die Mehrpersonenorientierung für wichtiger als die Erkenntnistheorie. Da unterscheide ich mich, glaube ich, von vielen. Ich halte den Konstruktivismus nicht für das Be-

stimmungsmerkmal, sondern ich halte die Idee, das Verhalten von Menschen aus Beziehungen zu anderen zu verstehen für zentral. Ich möchte Systemprozesse gerne möglichst direkt beobachten und direkt mit den Akteuren arbeiten, nicht nur mit ihren innerpsychischen Ablagerungen. Das ist für mich das Wichtigste. Vielleicht ist das eine derzeit altmodische Siebziger-Jahre-USA-Prägung. Aber zu der stehe ich sehr bewusst.

BB: Ich weiß nicht, ob es möglich ist das zu sagen, aber was würdest du sagen, ist so aktuell oder in den letzten paar Jahren so der wesentliche therapeutische Grundgedanke, der dich leitet?

JS: Um das zu beantworten möchte ich jetzt kurz erzählen, was ich zurzeit praktisch mache. Also, ich mache Paartherapie mit Paaren, wo einer plötzlich oder schon länger krank geworden ist. Körperlich krank geworden, oder auch psychiatrisch. Und interessiere mich dafür, was verändert sich, wenn zwei Leute, die sich mögen und schon lange zusammen sind, wenn da plötzlich eine Krankheit die bisherige Balance durcheinanderbringt. Zum Beispiel Multiple Sklerose oder Parkinson oder eine Krebserkrankung. Dafür bieten wir in der Medizinischen Psychologie ein Fünf-bis-Zehn-Sitzungs-Setting. Wo wir nicht von der Idee ausgehen, dass die Krankheit psychosomatisch verursacht sei, sondern schicksalhaft hereinbricht, aber mit der man umgehen muss. Mein anderer praktischer Kontext ist die Teamsupervision auf zwei Kinder- und Jugendpsychiatriestationen. Da laden wir jedes Mal den Patienten und seine Familie ein. Ich führe ein Familiengespräch in Anwesenheit der Stationsmitarbeiter, die dabeisitzen. Da geht es um die Frage, warum kam dieses Kind in diesem Moment in die KJP? Was hat man jetzt alles schon probiert? Was hat sich bewährt, was hat sich nicht bewährt und was könnte denn jetzt noch so passieren, damit es gut weitergeht?

Was mich in beiden Kontexten beschäftigt ist, dass das Leben so seinen Gang geht, es fließt so, und jetzt ist hier auf einmal eine dicke Barriere, ein Lebensschicksal oder eine Katastrophe oder eine Krankheit. Und wie kann man jetzt die Energien aller Beteiligten mobilisieren, um über die Barriere drüber zu krabbeln. Wie kann im ersten Beispiel das Paar, wie können im zweiten Fall Familie und jugendpsychiatrische Stationen zusammenarbeiten? Das ist der Punkt, der mich interessiert.

BB: Was ist für dich systemisch Forschen? Also, was bedeutet das?

JS: Da diskutieren wir ja die Frage: definiert sich systemisch Forschen durch einen Gegenstand oder durch eine spezielle Methodik? Ich selbst forsche so, als wäre systemische Forschung durch den Gegenstand »soziale Systeme« definiert und nicht durch die Methodik. Ich untersuche mit meinen früheren und jetzigen Mitarbeitern mit relativ konventionellen Methodiken wie Interviews, Fragebögen und Ratingskalen Veränderungsprozesse in sozialen

Systemen. Was könnten aber spezifisch systemische Methodiken sein? Da sehe ich momentan drei Ansätze. Was ich selber gut kann und gerne mache ist, selber in Systemprozessen mitzumischen und diese zugleich zu beobachten. Das Beobachtete dann in der Gruppe noch mal diskutieren und sozusagen reinigen von den von mir selbst hereingebrachten Elementen und dann solche Prozessentwicklungen zu beschreiben. Das ist systemische Handlungsforschung. Daraus entstehen oft neuartige Praxisformen. Den zweiten Strang, denke ich, sind die Sachen, wie sie Günter Schiepek versucht, mit der Zeitreihenanalyse Veränderungsprozesse zu modellieren. Einen dritten Aspekt finde ich bei Wolfgang Tschacher oder bei Jaaku Seikkula und Kollegen, die Synchronizitätsforschung betreiben. Du setzt ein Paar und zwei Paartherapeuten an einen Tisch und du misst kontinuierlich mit einem Eye-Tracker, wie ihre Augen sich bewegen. Du misst mit einem Video, wie sie sich zueinander setzen. Du misst, wie ihre hautgalvanischen Widerstände einander ähnlicher werden. Es gibt ja Studien darüber, dass, je synchronisierter die werden, umso besser geht die Therapie aus. Ich liebe eine Kombination von qualitativer und quantitativer Forschung. Zahlen geben dir ja die Möglichkeit, Ideen zu falsifizieren. Wenn die Zahlen runtergehen statt rauf, dann gibt es einen Hinweis, dass da was nicht besser geworden ist, auch wenn ich es mir schönreden kann. Und durch Beobachtung kann ich mir erklären, warum das so ist.

BB: Ich habe im Grunde genommen eigentlich nur noch eine letzte Frage, die aber gerne sehr ausführlich beantwortet werden darf. Und zwar: Du hast mir ja mal, als du mich gecoacht hast, die Frage gestellt: »Wie ist das denn, wenn du dir vorstellst, ein paar Jahre später, verabschiedet sich wer auch immer und irgendjemand hält eine Laudatio auf dich. Was würdest du dir eigentlich wünschen, was da gesagt wird?« Also das ist so der eine Teil der Frage, was du dir eigentlich wünschen würdest, was die Jüngeren über dich sagen. Und das andere ist tatsächlich, was würdest du gerne in der systemischen Szene hinterlassen? Also Errungenschaft, als Vermächtnis, als Vererbung?

JS: Ich rechne damit, bei meinem Abschied als einer der Leute gesehen zu werden, die federführend dafür gesorgt haben, dass die systemische Therapie im Gesundheitswesen geblieben oder wieder reingekommen ist. Vor allem über die Wissenschaftsschiene, indem ich durch die Heidelberger Forschungstagungen zwischen 1998 und 2017 beigetragen habe, dass versprengelte Gruppen von Systemikern zusammengearbeitet haben und dadurch etwas eigentlich Unwahrscheinliches wie diese Expertise von 2006 und die Begleitung der IQWiG Expertise ab 2014 hinbekommen haben. Ich schreibe mir auch zu, zu dem starken Wachstum und der inneren Differenzierung der systemischen Verbände, besonders der DGSE,

beigetragen zu haben. Drei aufeinander folgende Vorstandsteams haben die DGSF ab 2000 von einem Winzling zu einem sehr starken Player gemacht, und beide Verbände scheinen sich sehr gut weiterzuentwickeln. Bei anderen Sachen bin ich mir nicht sicher, ob sie überhaupt eintreten werden. Zum Beispiel ob das SYMPA-Projekt, das ich mit Liz Nicolai und vielen anderen 2002 gestartet habe, langfristig dazu beiträgt, dass sich systemisches Denken auch in der Erwachsenenpsychiatrie ausbreiten wird. Im Moment bin ich sehr identifiziert mit meiner Rolle als gesellschaftspolitischer Sprecher der DGSF. Und mit der Idee, dass sich Systemiker und ihre Verbände zumindest punktuell in politische Kontroversen einmischen, nicht nur moderierend, sondern auch Partei ergreifend. In meiner Wahrnehmung haben wir es inzwischen geschafft, dass es auf Tagungen und in einem Kontext-Sonderheft 2018 so eine Art gesellschaftspolitische Volkshochschule innerhalb der DGSF gibt. Aber es ist uns nur bislang nur selten gelungen, tatsächlich gesellschaftspolitisch wirksam Partei zu ergreifen. Wir haben uns in der DGSF eingesetzt für eine bedarfsunabhängige Grundsicherung für alle Kinder und gegen die Kasernierung von Flüchtlingen. Wir haben es noch nicht geschafft, für eine gute Rente für Alle im Alter und gegen schikanöse Sanktionen im Hartz-IV System uns einzusetzen. Das ist derzeit spannend zu sehen, ob ein Systemikerverband, der ja primär nicht durch ein gemeinsames politisches Selbstverständnis verbunden ist, trotzdem eine hinreichende Schnittmenge definieren kann. Da wünsche ich mir, dass die systemische Szene mutiger wird. Da habe ich jetzt leicht reden, mit 65 hast du nichts zu verlieren, willst nichts mehr werden, kannst sorgenfreier sagen, was du denkst. Erlaube mir hier nochmal einen Exkurs. Systemische Therapie war in den Siebzigern und frühen Achtzigern in vielem strukturähnlich und zuweilen personenidentisch mit damaligen sozialen Bewegungen. Also bei den Amerikanern vor allem mit dem Civil-Rights-Movement, in Deutschland mit Friedens- und Ökologiebewegungen. Ich gehe von der Idee aus, systemische Therapeuten müssten eigentlich eher pazifistisch als bellizistisch orientiert sein, sich Gemeinschaftlichkeit und sozialer Gerechtigkeit verbunden fühlen, einen Begriff von Freiheit vertreten, der nicht zu Lasten der anderen geht. Ich vermute, dass daher Systemiker eher in einem rot-rot-grünen Spektrum unterwegs sind, vielleicht auch noch im Arbeitnehmerlager der CDU, aber nicht radikal wirtschaftsliberal und nicht fundamentalistisch oder rechtsradikal denken. Aber ich weiß nicht, ob diese Annahme stimmt. Das wäre so ein Projekt, an dem ich gerne noch tüfteln möchte: Ob es gelingen kann, dass die Systemiker und ihre Verbände sich zu Fragen von Armut, von Migration, von »was sind faire Arbeitsverhältnisse« positionieren. Aber das ist ein dickes Brett.

BB: Also, mal ganz abgesehen davon, dass ich das sehr sympathisch finde, aber wie verträgt sich das mit der Neutralitätsidee?

JS: Gar nicht. Aber Neutralität ist ja auch nichts, was uns Moses vom Berg Sinai heruntergebracht hat. Sondern es ist eine Direktive, die Mara Selvini so um 1975 so formuliert hat. Und sie hat sie formuliert nur für den Therapie- und Beratungsprozess, nicht für das ganze Leben. Auch in Therapie und Beratung kann sie nur eingeschränkt gelten. Du kennst das ja mit Deinen Arbeitsschwerpunkten selbst sehr gut. In der Arbeit mit Flüchtlingen kannst du nicht wirksam Flüchtlingsarbeit machen ohne zugleich für ein humanes Asylrecht einzutreten. Du kennst das aus der Debatte über sexuellen Missbrauch. Wenn du zu einer vergewaltigten Frau sagst, das ist eine interessante Geschichte, die Sie hier erzählen, dass das mit diesem Mann so und so passiert sei, was würde denn der dazu sagen? Dann wirst du therapeutisch mit ihr nicht weit kommen. Also, da ist ja um 1990 herum in dieser Debatte Feminismus versus Mailänder Ansatz sehr heftig diskutiert worden. Ich glaube, dass Neutralität oder Allparteilichkeit eine sehr gute Idee für viele Beratungsprozesse darstellen, aber dass sie nichts taugen für Politik, und dass Beratung nur ein sehr kleiner Teil der Lösungsprozesse der Probleme dieser Welt ist. Horst Eberhard Richter, obwohl ich kein Psychoanalytiker geworden bin, war darin ein Modell für mich. Der ist in seinen späten Jahren sehr aktiv geworden in der IPPNW.

BB: Was ist das?

JS: Die International Physicians for the Prevention of Nuclear War. Also internationale Ärzte gegen den Atomkrieg. Wahrscheinlich ist das bei mir ein Altersskript, dass man, wenn so die beruflichen Aufgaben erledigt und die Kinder erwachsen sind, dass man es sich dann gönnen könnte, politisch wieder ein bisschen tätig zu werden. So wie ich es als junger Mensch gewesen bin. Und zwischendrin mit Beruf und Familie nur gelegentlich dazu kam.

BB: Ein gutes Schlusswort!